
Das vergessene 20. Jahrhundert

Rezension von: Tony Judt, Das vergessene 20. Jahrhundert. Die Rückkehr des politischen Intellektuellen, Hanser, München 2010, 480 Seiten, € 27,90.

Die in diesem Band gesammelten Buchbesprechungen und Essays Tony Judts stammen aus den Jahren 1994 bis 2006, nahezu alle veröffentlicht in der „New York Review of Books“ und der „New Republic“. Besprechungen von Biografien herausragender Intellektueller des 20. Jahrhunderts machen die beiden ersten Teile des Buches aus. Die Essays des dritten Teils behandeln europäische Themen, die des vierten vor allem Fragen der US-Außenpolitik.

Die Aufsätze Tony Judts, der als gebürtiger Engländer an einer amerikanischen Universität lehrte, sind nicht nur für ein amerikanisches Publikum von Interesse, wenn er auch da oder dort auf die Vorurteile dieses Publikums Rücksicht nimmt. So schreibt er den Aufbau des Wohlfahrtsstaates in Europa vor allem den Christdemokraten zu, könnte doch der amerikanische Leser durch den Hinweis auf sozialistische Wurzeln verschreckt werden. Dass Judts „Reappraisals“ ins Deutsche übersetzt wurden, ist trotzdem mehr als gerechtfertigt, wenn man auch kleine Fehler übersehen muss. So wird etwa aus Franz Joseph I. in der amerikanischen Ausgabe in der Übersetzung ein Franz Joseph II. (der uns glücklicherweise erspart geblieben ist).

Die Besprechungen von Biografien politischer Intellektueller sind für Judt nicht bloße Wiedergaben und Einschätzungen des Inhalts der besprochenen Bände, sie geben ihm die Ge-

legenheit, das historische Umfeld und die Auseinandersetzung der jeweiligen Persönlichkeit mit deren Zeitgenossen zu betrachten. Die Aufsätze zu Arthur Koestler, Manes Sperber und Leszek Kolakowski spiegeln das Interesse des kritischen Betrachters für den Weg ihrer Abwendung vom Kommunismus wider. Der Ausbruch aus der Welt der jüdischen Tradition erklärt zumindest teilweise die Faszination, die das geschlossene System der sowjetischen Doktrin für jüdische Intellektuelle ausstrahlte. Judt weist zwar darauf hin, dass die Mehrzahl der Juden keine Kommunisten und die Kommunisten in ihrer Mehrzahl nicht Juden waren, doch dürfte gerade für jüdische Intellektuelle die Idee der Emanzipation des Proletariats, die auch eine Emanzipation des Judentums versprach, von großer Attraktivität gewesen sein.

Die Schwierigkeiten der Loslösung von dieser Ideologie, angesichts des Existenzkampfes mit dem Faschismus, werden deutlich gemacht. So manche Kommunisten scheuten sich davor, ihre Zweifel am Stalinismus öffentlich zu machen, um nicht dem Gegner in die Hände zu spielen, vielleicht auch aus Angst vor politischer und persönlicher Isolation. Koestler meinte dazu im Jahre 1948: „Es ist nicht zu ändern, dass Leute manchmal aus den falschen Gründen recht haben ... Die Angst, sich in schlechter Gesellschaft zu befinden, ist nicht Ausdruck von politischer Unbescholtenheit, sondern ein Zeichen mangelnden Selbstbewusstseins.“

Doch einer großen Zahl kommunistischer Intellektueller erging es wie von Manes Sperber beschrieben: „Ich wollte mich nicht mit sinnlosen Geheimnissen belasten, und außerdem wollte ich nichts wissen, was mich politisch und emotional in Schwierigkei-

ten gebracht hätte“. Und dies obwohl eine Reise in die Sowjetunion im Jahre 1931 und später auch die „Geständnisse“ in den Moskauer Schauprozessen seinen Glauben an die strahlende Zukunft des „ersten Arbeiterstaates“ und die Schaffung des „sozialistischen Menschen“ erschüttert hatten.

Kolakowski, ursprünglich ebenfalls von der kommunistischen Idee fasziniert, ist vor allem als Autor der „Hauptströmungen des Marxismus“ bekannt geworden. Er gehört zu jenen polnischen Intellektuellen, die 1968 aus ihrem Land vertrieben wurden. Schon 1954 wurden ihm Abweichungen von der marxistisch-leninistischen Doktrin vorgeworfen. Sein Werdegang unterscheidet sich von dem Koestlers oder Sperbers. Er hat, wie Judt schreibt, „nicht bloß im Marxismus, sondern unter dem Kommunismus gelebt. Er hat selbst miterlebt, wie aus dem Theorem Marxismus ein politisches System wurde. Von innen heraus beobachtet und erfahren, ist der Marxismus kaum noch vom Kommunismus zu unterscheiden – der schließlich nicht nur sein wichtigstes, sondern das einzig praktische Ergebnis war.“ Judt zitiert Kolakowskis Resümee zustimmend: „Der politische Marxismus war vor allem eine säkulare Religion.“ Dementsprechend auch die Reaktion auf vermeintliche oder tatsächliche Renegaten: Inquisition, Exkommunikation und Hexenprozesse.

Die Aufsätze über Lois Althusser und dessen „eigenwilligen Marxismus“ und über Eric Hobsbawm, für Judt „der letzte romantische Kommunist“, unterscheiden sich grundlegend in Ton und Inhalt. Althusser, seine Theorien und seine Memoiren überschüttet er mit beißendem Hohn. Schließlich versteigt Judt sich zu einer Kritik an der akademischen Welt, seine eigene Universität

eingeschlossen, in der „jemand wie Althusser Professoren und Studenten so lange im Käfig seiner absurden Phantasien gefangen halten konnte, ja bis heute gefangen hält“.

Hobsbawm hingegen „weiß nicht nur mehr als andere Historiker, er schreibt auch besser“, meint Judt. Der akademischen Karriere Hobsbawms sei die Mitgliedschaft in der britischen Kommunistischen Partei nicht förderlich gewesen. Gerade im Aufsatz über Eric Hobsbawm wird deutlich, dass die Sicht Tony Judts marxistisches Ideengut allzu eng mit der Theorie und Praxis des „realen Sozialismus“ verknüpft, was zu problematischen Urteilen führen kann. Judt schreibt: „Marxistischer Historiker“ zu sein heißt aus seiner (Hobsbawms) Sicht nur, einen historischen oder interpretativen Ansatz zu verfolgen.“ Der Ansatz, „das Augenmerk stärker auf ökonomische und soziale Verhältnisse als auf politische Geschehnisse zu richten ... ist (heute) selbstverständlich, sogar unter Konservativen“. Diese Feststellung scheint mir doch etwas zu summarisch zu sein und trägt auch der Tatsache nicht Rechnung, dass vor allem Historiker, die der Marx'schen Sichtweise folgten, die Geschichtsschreibung vom Kopf auf die Füße gestellt haben.

Was Judt an der persönlichen Haltung Hobsbawms kritisierenswert findet, ist ein „gewisser Mangel an Empathie“: „Die leidenschaftlichen Gefühle seiner vormaligen Genossen rühren ihn ebenso wenig wie ihre Verbrechen.“ Bei allem Respekt vor dessen Werk schließt er die Besprechung von Hobsbawms Erinnerungen mit dem harten Urteil: „Eric Hobsbawm ist das größte Naturtalent unter den Historikern unserer Zeit, aber Schmerz und Schande des Jahrhunderts hat er irgendwie verschlafen.“

Indem er den Weg marxistischer Intellektuellen nachzeichnet, gab Tony Judt Einblicke in seine eigene intellektuelle Entwicklung. Er war „in einer marxistischen Familie aufgewachsen ... (die) die sozialdemokratische Arbeiterbewegung als ... Heimat betrachtete“ und daher „vehemente Antikommunisten“ waren. „Aus ihrer Sicht war der Bolschewismus nicht nur eine Diktatur, sondern, mindestens ebenso schlimm, eine Karikatur des Marxismus.“ Er selbst bezeichnete sich als „universalistischen Sozialdemokraten“ und als einen der *Liberals* in den USA. Allerdings stand er der aktuellen Politik der europäischen Sozialdemokratie mit beträchtlicher Distanz gegenüber, wie beispielsweise in seinem Essay „Der Gartenzwerg – Tony Blair und das britische Kulturerbe“ zum Ausdruck kommt. Auch seine liberalen amerikanischen Freunde werden von Judts Kritik – und das wohl zu Recht – nicht verschont. In „Das Schweigen der Lämmer oder Der merkwürdige Tod des liberalen Amerika“ geißelt er das hilflose Schweigen „liberaler“ Kommentatoren in den USA angesichts der katastrophalen Außenpolitik des Präsidenten Bush.

In Aufsätzen zu Hannah Arendt, Primo Levi und Edward Said, wie auch in den Essays zum Sechstagekrieg und seinen Folgen für Israel („Das Land, das nicht erwachsen werden will“) setzt er sich mit der Problematik des Holocaust wie auch mit der israelischen Realität auseinander.

Als Verdienst Hannah Arendts streicht Judt heraus, dass sie die psychologischen und moralischen Momente totalitärer Herrschaft besonders gut herausgearbeitet habe und verteidigt sie gegen die Kritik an ihrer These, Terror sei nicht ein äußerliches politisches Instrument, sondern zent-

rale Triebfeder der Tyrannei.

An Primo Levi rühmt er die Klarheit, mit der er über das Grauen berichtet: Er „konnte ... urteilen, und er konnte hassen. Aber er widerstand beiden Versuchungen“. Mit der Nüchternheit des Naturwissenschaftlers habe er in einer Sprache, die „straff, konzentriert, destilliert“ ist, kühler als viele andere seine Erfahrungen im Konzentrationslager vermittelt. Er legte Zeugnis ab von einer Barbarei, die unausrottbar sei, jederzeit wieder auftreten könnte. Resignierend stellt Levi allerdings fest: „Das Gewerbe, Taten in Worte zu kleiden, (ist) seinem Wesen nach zum Scheitern verurteilt.“ Mit großer Empathie berichtet Judt über die Scham und Schuldgefühle eines Überlebenden des Holocaust, wie er sie im Spätwerk Primo Levis fand.

Der Aufsatz über Edward Said erschien ursprünglich als Vorwort Tony Judts zu einer Sammlung von Saims Aufsätzen aus den Jahren 2000 bis 2003, die sich mit dem Scheitern des Oslo-Friedensprozesses, den Anschlägen vom 11. September, dem US-Vergeltungsschlag in Afghanistan und dem Einmarsch im Irak beschäftigten. Israel sei vollständig auf Finanzhilfe, Waffenlieferungen und diplomatische Unterstützung durch die USA angewiesen, daher habe Said seine Analysen eines „Unbequemen“ vor allem an die amerikanische Öffentlichkeit gerichtet. Said kommt zum Schluss, dass sowohl das „historische Palästina“ wie auch das „historische Israel“ inzwischen Geschichte seien und sich „ein Staatswesen herausbilden müsse, in dem beide Völker leben und einander respektieren“. Judt räumt ein, dass ein „friedliches Miteinander von Juden und Arabern in einem gemeinsamen Staat kaum noch vorstellbar“ sei, dennoch sieht er keine andere Lösung, verweist

sie aber mit der Bemerkung, dass dahinstehe, „wann und in welcher Form“ dies möglich sei, in den Bereich der Utopie.

Den Titel des „Unbequemen“ hat sich Tony Judt ebenfalls redlich verdient. Seine Rezension eines Buches über den Sechs-Tage-Krieg wie auch sein Beitrag in der israelischen Zeitung „Haaretz“ haben ihm empörte Reaktionen, vor allem in den USA, eingebracht, plädierte er doch für einen radikalen Kurswechsel der israelischen Politik. Das Land könne sich nämlich nicht allein auf die Hilfe der USA, auf Waffen und Mauern verlassen.

Im dritten Teil des Bandes erweist sich Judt als profunder Kenner der europäischen Zeitgeschichte, als der er sich schon als Autor des Standardwerks „Die Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart“ ausgewiesen hatte. Von Frankreich über Großbritannien, Belgien und Rumänien spannt er den Bogen. Teils sind es Rezensionen historischer Arbeiten, die – ähnlich wie bei der Besprechung von Biografien – Tony Judt den Anlass für kritische Würdigung wie auch originelle Analysen des Geschichtsverlaufs geben. Der 1999 veröffentlichte Aufsatz über Belgien könnte heute geschrieben worden sein. „Belgien ist kein Staat mehr, sondern ein Flickenteppich von Verwaltungen...“ Judt schreibt, „die hervorstechendste (*salient*) Eigenschaft dieses kleinen Landes könnte vielleicht sein, dass es die Gefahren veranschaulicht, die allen Staaten heutzutage drohen“. Belgien führe „uns vor Augen, dass es auch zu wenig Staat geben kann“, eine Einsicht, die auch für die österreichische Wirklichkeit Geltung haben könnte.

Sein Aufsatz über Rumänien, vor der Aufnahme des Landes in die Europäische Union geschrieben, skizziert die

Probleme eines ethnisch gemischten Landes, dessen faschistisches wie kommunistisches Erbe schwer auf seiner Gegenwart lastet. Judt räumt ein, dass die Mitgliedschaft Rumäniens „die Union viel Geld kosten“ werde. Doch im Gegensatz zu jenen, die den Beitritt Rumäniens und Bulgariens zur EU als verfrüht angesehen haben, meint er, „ohne diese Bereitschaft, die vorteilhafte Zugehörigkeit jenen anzubieten, die sie tatsächlich brauchen, wäre die Europäische Union eine Karikatur ihrer selbst und all jener, die an sie glauben“. Angesichts der gerade in der jüngsten Zeit zu beobachtenden zögerlichen und konzeptlosen Haltung großer Mitgliedsländer (und auch kleiner wie Österreich, die sich hinter großen verstecken) ist dieser Glaube vielfach erschüttert worden, droht die Idee der europäischen Solidarität zu einer Schimäre zu verkommen. Hierzulande wird sie nicht einmal mehr als Stehsatz in Sonntagsreden von Politikern verwendet, zu groß ist deren Desinteresse wie auch die Angst vor dem journalistischen Kleinstformat.

Der letzte Teil des Buches versammelt Judts Aufsätze über den Kalten Krieg und die Außenpolitik der USA. Faszinierend ist seine Einschätzung der amerikanischen und sowjetischen Politik während der Kuba-Krise, die so manche Klischeevorstellung revidiert, vor allem was die Rolle der Kontrahenten Kennedy und Chruschtschow betrifft.

Der Epilog des Buches steht unter dem Titel „Die Aktualität der sozialen Frage“. Vierzehn Jahre nachdem der Aufsatz geschrieben wurde, haben seine Aussagen nichts an Aktualität verloren, im Gegenteil. Zu diesem Zeitpunkt war die Linke in den meisten europäischen Ländern an der Macht. Judt sah jedoch ganz klar, wie fragil

ihre Position war. Die Linke müsse „schon etwas Besseres bieten“, um wiedergewählt zu werden. Sie müsse, „lernen, dass unsichere Beschäftigungsverhältnisse, Migranten mit eingeschränkten bürgerlichen Rechten, die Chancenlosigkeit junger Leute, die wachsende Zahl von Obdachlosen kein Rand-, sondern ein Grundproblem sind“.

Judt warnte schon damals vor dem „Dritten Weg“, der nicht nur „New Labour“ und der deutschen Sozialdemokratie das Vertrauen vieler ihrer Wähler und Mitglieder kostete. Er plädiert für einen aktiven, nicht für einen „schlanken“ Staat, der „die sozialen Auswirkungen der Globalisierung in den Griff ... bekommen ..., sich nicht auf minimale Hilfsleistungen beschränken (darf)“. Eine partielle Rücknahme der Sozialreformen, die nach den Erfahrungen mit dem Aufstieg von Extremisten im Nachkriegseuropa gemacht

wurden, sei riskant. Und Judt schließt: „Schon die großen Reformer des 19. Jahrhunderts wussten, dass die soziale Frage nicht verschwindet, wenn sie nicht gelöst wird. Sie sucht sich einfach radikalere Antworten.“

Tony Judt ist im August des letzten Jahres einer heimtückischen Krankheit erlegen. Bis zuletzt hat er geschrieben, dem körperlichen Verfall trotzend. Sein letztes, 2010 veröffentlichtes Werk „Ill Fares the Land“ kann wohl als sein Vermächtnis angesehen werden. In ihm verfolgt er die Gedanken des Epilogs weiter, vor dem Hintergrund der Finanz- und Wirtschaftskrise.

Für Tony Judt gilt das, was er nach dem Hinscheiden Edward Saids geschrieben hat: „Sein Tod hat eine große Lücke im öffentlichen Leben Amerikas gerissen.“ Man muss ergänzen: Auch seine hellsichtigen Analysen Europas werden uns fehlen.

Ferdinand Lacina